



Leseprobe

Chris Landow

Parceval - Spiel mit dem Feuer

Thriller

»Wo im Fernsehen bei Mordopfern ein Schatten auf das Bild des Opfers fällt, um die Zuschauer nicht zu verstören, schaltet Landow noch den Scheinwerfer ein.« *ntv.de*

Bestellen Sie mit einem Klick für 10,00 €



Seiten: 544

Erscheinungstermin: 18. Januar 2021

Mehr Informationen zum Buch gibt es auf

www.penguinrandomhouse.de

Inhalte

- Buch lesen
- Mehr zum Autor

Zum Buch

Geiselnahme in der Elbphilharmonie. Ein einzelner Mann ist die letzte Hoffnung: Ralf Parceval!

Ralf Parceval hat fünfzehn Menschenleben auf dem Gewissen. Nach deutscher Rechtsauffassung ist er ein Mörder. Nach seiner eigenen Rechtsauffassung ist er ein Versager. Denn er hat die falschen Männer erwischt.

In der Hamburger Elbphilharmonie findet ein Benefizkonzert statt. Viele hochrangige Politiker sind angereist. Kaum haben sich die Türen hinter den Gästen geschlossen, fallen Schüsse im Gebäude. Eine Gruppe von IS-Terroristen hat alle Besucher in ihre Gewalt gebracht, stellt Forderungen. Nur ein Mann ist unentdeckt geblieben und kann sich noch frei im Gebäude bewegen. Er ist die letzte Hoffnung für die Geiseln: Ex-Bundespolicist Ralf Parceval ...

Alle Bände der Reihe:

PARCEVAL – Seine Jagd beginnt

PARCEVAL – Auf der Flucht

PARCEVAL – Spiel mit dem Feuer

Autor

Chris Landow

Chris Landow ist das Pseudonym eines erfolgreichen deutschen Bestsellerautors, dessen Romane sich über eine Million Mal verkauft haben und in ein Dutzend Sprachen übersetzt wurden. Mit »Parceval« legt er die actiongeladene Thrillerreihe um Ex-Bundespolicist Ralf Parceval vor.

CHRIS LANDOW
PARCEVAL
Spiel mit dem Feuer

CHRIS LANDOW

PARCEVAL

Spiel mit dem Feuer

Thriller

blanvalet

Für C. – in Erinnerung an Jazz und Bier aus
Plastikbechern und eine Nacht voll Musik

1

Donnerstag, 10. Dezember
07:18 Uhr

Störungen beim wichtigsten Arbeitsschritt im Krematorium Hamburg-Öjendorf waren äußerst selten. Der wichtigste Arbeitsschritt bestand in der Kremation des Verstorbenen: maximal eineinhalb Stunden im Verbrennungsofen bei 1200 Grad Celsius, bis nur noch Asche, Reste von Zähnen und Implantate übrig waren.

Der Störungsalarm, der bei dieser ersten Verbrennung des Tages plötzlich anschlug, verursachte daher bei allen Mitarbeitern eine mehrere Sekunden währende Überraschungspause. Dann fand sich das gesamte Team vor Einäscherungsanlage 3 ein, zusammen mit Teamleiter Henry Schuback. Der Sarg des Verstorbenen stand auf der Zuführeinrichtung vor den noch verschlossenen Türen des Ofens. Er war leicht schräg, als hätte der Krematoriumsmitarbeiter, der ihn dort abgestellt hatte, es eilig gehabt; oder als sei die Zuführeinrichtung angefahren und hätte dann mit einem Ruck wieder angehalten. Auf dem kleinen Instrumen-

tenpanel blinkte eine rote Lampe. Der akustische Teil des Alarms war ein melodisches Pinggen ähnlich dem, das ein Auto von sich gab, wenn man den Anschnallgurt vergessen hatte. Melodisch, aber nervig, wenn es sich in Sekundenabständen wiederholte.

»Schalt mal den Lärm ab«, befahl Schuback, ohne die Augen vom Sarg zu nehmen. Einer seiner Mitarbeiter stellte den Alarm aus. Die blinkende rote Lampe erlosch.

»Das Förderband streikt«, sagte einer der Mitarbeiter.

»Sicherung rausgeflogen?«, fragte Schuback.

Eine kurze Untersuchung ergab, dass die Sicherung noch intakt war und dass die Automatik der Zuführeinrichtung das Band ohne äußerlich erkennbaren Grund abgeschaltet hatte. Henry Schuback betrachtete das Instrumentenpanel, das außer den Schaltern für die Bewegung des Bandes, einem Ziffernfeld wie auf einem Tastentelefon, einem Not-Aus-Knopf und einem kleinen LCD-Monitor keine Bedienungselemente aufwies. Er bückte sich, um den Fehlercode auf dem Monitor ablesen zu können.

»Code 47«, sagte er, als er sich wieder aufrichtete.

»Und was bedeutet das?«, fragte einer der Mitarbeiter. Ein anderer kicherte nervös und sagte: »Code 47? Was sind dann die anderen sechsundvierzig Fehler, die das Ding haben kann? Das muss doch nur vorwärts- und rückwärtsfahren!«

Schuback dachte angestrengt nach. Ihm war peinlich, dass seine Mitarbeiter ihn so ratlos sahen, aber tatsächlich hatte er keine Ahnung, was mit der Zuführ-

einrichtung los war. Er leitete das Krematoriumsteam in Öjendorf seit vielen Jahren, zuvor war er im Krematorium Ohlsdorf angestellt gewesen, und in all den Jahren war es stets wichtiger gewesen, den Hinterbliebenen mitfühlend und den Verstorbenen respektvoll zu begegnen, als die technischen Eigenheiten der hochmodernen Verbrennungsanlagen im Kopf zu behalten. Verärgert stellte er fest, dass er anscheinend den Biss verloren hatte.

Sein Handy klingelte. Er fischte es aus der Tasche. Der Betriebsleiter war dran. Schuback seufzte innerlich.

»Was ist bei euch da drüben los?«, fragte der Betriebsleiter.

»Zuführeinrichtung 3 streikt«, erwiderte Schuback. »Wir haben's schon im Griff.«

»Weswegen streikt das Ding denn?« Schuback wollte gerade etwas technisch Klingendes von sich geben, als der Betriebsleiter fortfuhr: »Habt ihr aus Versehen einen zweiten Schamottestein auf den Sarg gelegt?« Man konnte hören, dass er grinste.

»Haha«, machte Schuback. Der Schamottestein, rund und handteller groß, wurde auf den Sarg gelegt, damit die Asche des Verstorbenen identifiziert werden konnte. Er trug eine eindeutige Identifikationsnummer und verbrannte nicht mit. Selbst wenn man fünfzig Stück davon auf den Sarg gelegt hätte, hätten sie das Gewicht von Sarg und Leichnam nicht so stark erhöht, dass die Zuführanlage ein Problem bekam.

»Dann schaut mal nach, was da los ist«, sagte der Betriebsleiter. »Zum Glück ist zurzeit ja nicht viel los.«

Schuback nickte. Bis Weihnachten waren es noch drei Wochen. Erfahrungsgemäß würde dann ziemlich viel los sein. Depressive, die Selbstmord begingen. Ganz gewöhnliche Menschen, die nach einer Weihnachtsfeier betrunken mit dem Auto gegen einen Baum fuhren. Frauen in prekären Situationen, die von ihrem Ehepartner totgeschlagen wurden, weil der Weihnachtsbaum schief stand. Jetzt jedoch herrschte noch eine Art adventliche Stille in den Hamburger Krematorien.

»Ich gebe Bescheid«, sagte Schuback und steckte das Handy weg. Er blickte sich um. Die Bemerkung des Betriebsleiters hatte ihn auf etwas aufmerksam gemacht, was ihm vorher nicht aufgefallen war. Der Schamotteinstein fehlte tatsächlich. Schuback fand ihn an einer der Wände, wohin er gerollt sein musste. Wenn der Ruck, mit dem das Band zum Stillstand gekommen war, so heftig ausgefallen war, dass das Teil herunterfiel, hätte der Sarg viel schräger auf dem Band stehen müssen. Schuback legte den Stein nachdenklich auf den Sarg zurück.

»Na gut«, sagte er. »Wo ist das Manual?«

Die Bedienungsanleitung lag in einem in der Wand eingelassenen Kästchen, zusammen mit einem Wartungsheft, einem Kugelschreiber, einer Taschenlampe, Ersatzbatterien und einer Telefonliste mit den Nummern der Führungskräfte und der Notrufnummern. Schuback blätterte in der Bedienungsanleitung, die ihn unangenehm an das unübersichtliche Manual seiner heimischen Fußbodenheizung erinnerte.

»Fehlercode 47«, sagte er und las vor: »Abweichung zu den eingegebenen Gewichtsparametern«. Er blickte auf.

Einer seiner Mitarbeiter checkte bereits ein Datenblatt auf einem Clipboard, das er mit sich herumtrug. »105 Kilogramm – fünfunddreißig der Sarg, siebzig der Leichnam. Ist einfachste Machart, der Sarg.«

Schuback spähte auf den LCD-Monitor. »Ist richtig eingegeben«, sagte er. »Das heißt, entweder ist die Anlage einfach nur kaputt und gibt irgendeinen Fehlercode aus, oder der Sarg ist deutlich schwerer.«

»Ich habe den Sarg gestern Abend selbst hierhergefahren und gewogen«, sagte der Mann mit dem Clipboard. »Er ist *nicht* schwerer.«

Schuback merkte, wie seine in jahrelanger Routine eingerosteten Denkprozesse langsam wieder anliefen. »Ist keiner dabei gewesen, als der Sarg hätte reinfahren sollen?«, fragte er.

Der Mann mit dem Clipboard zuckte mit den Schultern. »Die Anlage war auf Timer gestellt. Braucht ja keiner von uns dabei zu sein; das geht doch alles automatisch. Ich wäre benachrichtigt worden, wenn der Ofen sich abschaltet, dann wäre ich gekommen.« Der Mann klopfte auf den Funkmeldeempfänger an seinem Gürtel.

Schuback pflichtete ihm bei. Die Arbeit eines Krematoriumsangestellten setzte erst wieder ein, wenn sich der Ofen ausreichend abgekühlt hatte. Dann wurden die Überreste der Aschenwanne entnommen, Implantate entfernt und der Rest in die Knochenmühle verbracht.

Er klopfte sanft auf den Sarg.

»Wer ist das überhaupt?«, fragte er.

»Anlieferung aus der Krankenstube in der Seewartenstraße. Ein Obdachloser. Name wurde mit Karl Ort angegeben. Alter 49 Jahre. Todesursache Unterkühlung und mehrere Infektionen. Der Arzt hat das bei der zweiten Leichenschau bestätigt.«

»Wann war die?«

»Gestern Abend, die letzte Schau vor Betriebschluss. Ich hab den Sarg danach wieder ordnungsgemäß verschlossen und bin gegangen. Willst du damit irgendwas andeuten, Henry? Ich mach meine Arbeit sorgfältig!«

»Brauchst nicht gleich 'n Brass zu kriegen«, brummte Schuback. »Ich frag ja nur.«

»Ich denke, die Anlage spinnt«, sagte der Mann mit dem Clipboard.

»Und ich denke«, sagte Schuback, »dass wir mal bei Karl Ort reinschauen sollten.«

Die Männer verdrehten die Augen. Schuback ignorierte es. Seit der Betriebsleiter seine ironische Bemerkung mit dem zweiten Schamottestein gemacht hatte, war die Ahnung in ihm gewachsen, dass der Sarg mit dem Verstorbenen tatsächlich viel schwerer war als eingegeben und dass die Anlage keineswegs einen Defekt hatte, sondern auf eine tatsächliche Unregelmäßigkeit reagierte. Aber um das zu prüfen, musste er den Sarg öffnen lassen.

Zwei Mann rückten mit Akkuschaubern an. An den Gesichtern der Männer konnte man erkennen, dass sie

sie mit aller Kraft nach unten drücken mussten, damit die Bits nicht abrutschten und die Schraubenköpfe ausfransten. Die anderen Teammitglieder wechselten erstaunte Blicke: Normalerweise waren die Schrauben in einem Sarg leichtgängig. Schuback beobachtete die Arbeit. Er hatte nicht den Eindruck, dass sich die Schrauben im Holz festgefressen hatten. Es wirkte eher so, als übe etwas im Inneren des Sargs starken Druck auf den Deckel aus, sodass die Schrauben verkanteten.

»Macht mal langsamer«, sagte er. Er erinnerte sich plötzlich an die Geschichten, die altgediente Kollegen zum Besten gegeben hatten – von früheren Zeiten, als es noch keine zuverlässigen Kühleinrichtungen gegeben hatte und in heißen Sommern die Verwesungsprozesse im Inneren des Sargs zu Gasen geführt hatten, die die Körper aufblähten, bis sie Sargdeckel absprengten. Aber in der kurzen Zeit konnte das hier nicht der Fall sein, oder?

»Drückt den Deckel runter«, sagte er trotzdem und lehnte sich selbst mit dem Oberkörper mit auf den Sarg.

Die letzten Schrauben wurden herausgedreht. Schuback spürte den Druck, der von innen gegen den Sargdeckel wirkte. Vorsichtig ließen die Männer ab, bis der Deckel plötzlich verrutschte und herunterpolterte. Sie sprangen alle zurück.

Ein Arm mit einer blassen Hand klappte herunter und baumelte neben dem Sarg. Die Fingernägel waren manikürt, die Haut matt vom Puder. Der Tote war ordnungsgemäß gesäubert und danach dezent geschminkt worden, sodass die Angehörigen die Auswirkungen

des Verwesungsprozesses nicht zu Gesicht bekamen. Er war im Leben ziemlich dick gewesen, Schuback schätzte ihn auf mindestens hundertdreißig Kilo. Er trug einen dunklen Anzug sowie polierte Schuhe. Sein Haar war zerzaust, seine Nase zur Seite gedrückt, das ganze Gesicht aufgrund des Drucks vom Sargdeckel verformt. Trotz dieser Entstellung war er auf keinen Fall ein von Gott und der Welt verlassener Obdachloser gewesen, sondern jemand, von dem seine Familie respektvoll Abschied genommen hatte.

Das alles nahm Henry Schuback innerhalb eines Herzschlags wahr. Die zweite Erkenntnis folgte auf dem Fuß. Hier lag keine Verwechslung vor. Der Sarg auf der Zuführeinrichtung war tatsächlich der von Karl Ort. Der Leichnam des Obdachlosen lag auch noch darin. Er befand sich unter dem Dicken im schwarzen Anzug. Dessen zusätzliches Gewicht hatte den Alarm ausgelöst.

Die Männer starrten den Sarg mit den beiden Leichen an. Henry Schuback war der Erste, der seine Sprache wiederfand. »Wer um alles in der Welt ist das?«, stieß er hervor.

Es dauerte nur wenige Minuten, bis die Identität des zweiten Toten in Karl Orts Sarg mithilfe der vorhandenen Fotokartei geklärt war: Jan Heelmann, Ende fünfzig, Taxiunternehmer, Übergewicht, Herzinfarkt – der klassische deutsche Kleinunternehmertod. Mittlerweile war das ganze Team in Schubacks kleinem Büro versammelt und drängelte sich hinter ihm, um einen Blick auf seinen PC-Monitor zu erhaschen. Schuback scrollte

durch die Karteikarte Jan Heelmans und lehnte sich schließlich zurück. Er fühlte eine große Beklommenheit in sich aufsteigen.

»Heelmann war gestern Mittag dran«, sagte er dumpf. »Wer war für ihn zuständig?« Er scrollte in der Karteikarte, um den Namen herauszufinden.

»Ich war das«, sagte einer der Männer. Er beugte sich nach vorn und tippte auf seinen Namen in der elektronischen Karteikarte. Er schnaubte. »Ich hab's mir schon gedacht, als du sagtest, der Termin wäre gestern Mittag gewesen.«

»Hat dir denn der Name nichts gesagt, Martin?«, fragte Schuback.

»Ich schau mir die Namen nie an. Dann ist es leichter, den Gedanken zu verdrängen, dass man einen Menschen in einen Verbrennungsofen schiebt.«

»Meine Güte, Martin«, seufzte einer der Kollegen ungeduldig. »Ist ja nicht so, dass die Leute sich nicht selbst gewünscht hätten, dass sie verbrannt werden. Seit du deine neue Freundin hast, kommst du mit den krausesten Gedanken daher.«

»Ich denke halt einfach nach, im Gegensatz zu gewissen anderen Leuten hier!«

»Schluss mit dem Gekabbel«, sagte Schuback. »Jeder geht anders damit um.« Er dachte erneut an die Veteranen von damals mit ihren Krematoriumsanekdoten. Fast alle von ihnen waren schwere Alkoholiker gewesen. Er drehte seinen Bürostuhl herum und musterte die Männer, die sich jetzt vor ihm drängten. »In der Karte steht, dass die Leichenschau morgens stattfand.

Da war Heelmann offensichtlich noch in seinem Sarg. Aber dann...«

»Das Wiegen!«, sagte einer der Männer.

Martin breitete die Arme aus. »Ich hab den Sarg gewogen, wie es sich gehört. Ich hab doch die Daten eingetragen, oder etwa nicht? Das Gewicht passte für einen Sarg mit einer Leiche drin.«

»Ja, hast du«, sagte Schuback, der die Karteikarte erneut nach oben und unten scrollte, obwohl er das Gefühl hatte, dass er mittlerweile alle Daten auswendig konnte. »Wir wissen alle, was das bedeutet, stimmt's?«

Die Männer antworteten nicht.

»Wenn Jan Heelmann jetzt im Sarg von Karl Ort liegt«, sagte Schuback langsam, »und Martin gestern beim Wiegen von Heelmans Sarg vor dessen Einfahrt in den Ofen festgestellt hat, dass der Sarg nicht leer war...«

»... und wenn Martin nach der Kremation von Heelmann die Aschenwanne vorschriftsmäßig geleert hat...«, unterbrach der Mitarbeiter mit dem Clipboard.

Martin nickte heftig. »Da war nichts Besonderes«, sagte er. »Knochen, Zahnreste... keine Implantate und so.«

Schuback schwieg. Es war so ungeheuerlich, dass er sich scheute, seine Schlussfolgerung auszusprechen. Der Mitarbeiter mit dem Clipboard fühlte sich schließlich bemüßigt, das Schweigen zu brechen.

»Wen zum Teufel haben wir gestern in Heelmans Sarg verbrannt?«, fragte er.

Schuback schwang mit seinem Stuhl herum und griff zum Festnetztelefon auf seinem Schreibtisch.

»Wen rufst du an?«, fragte der Mitarbeiter mit dem Clipboard.

»Die Betriebsleitung«, sagte Schuback. »Und danach die Kriminalpolizei.«

2

Flashback

Mittwoch, 9. Dezember

22:30 Uhr

Der Containerterminal am Waltershofer Hafen war schon tagsüber eine fremdartige Welt. Die Plätze für die abgestellten Container sahen aus wie rostig bunte, seltsam geometrische Städte, in denen die Häuser die in bis zu zwanzig Reihen in jeder Achse übereinandergestapelten Container bildeten. Die hoch aufragenden Stahlwände der Außenhüllen ließen das Licht nur in schmalen Streifen bis zum Boden dringen und machten den Aufenthalt zwischen ihnen zu einem klaustrophobischen Erlebnis. Der Duft dieser Welt war der von nassem Asphalt, Wasser, rostigem Metall, Benzin, Öl und Abfall.

Bei Nacht war das Terminal ein Albtraum aus völlig undurchdringlichen Schattenflächen, gleißenden Scheinwerferbündeln, Lichtreflexen und stockfinsternen Winkeln, ohrenbetäubend beschallt vom Dröhnen der Be- und Entladearbeiten, die rund um die Uhr

vor sich gingen und die man bei Tag irgendwie nicht wahrnahm, in der Nacht jedoch nicht mehr überhören konnte. Die Ladekräne ragten, blinkend und grell beschienen, aus der Finsternis, die Laufkatzen, die sich hoch oben an ihren Auslegern hin- und herbewegten, tauchten scheinbar lautlos aus der Dunkelheit auf und glitten wieder in sie hinein, wie riesige Vögel ohne Schwinge.

Ralf Parceval stand abseits der Hektik im Schatten am Rand einer der Containerinseln und wartete. Er war von den Empfindungen, die ein Besuch des Containerhafens bei den meisten Menschen auslöste, nur mäßig berührt. Tatsächlich fühlte er sich hier sogar wohler als tagsüber auf einem sonnigen Platz inmitten einer welt-offenen Stadt.

Er war Deutschlands meistgesuchter entflohener Strafgefangener. Die Polizei hatte zwar weiterhin nur sechs Jahre alte Fahndungsfotos von ihm und ansonsten die Phantomzeichnungen, die nach den Aussagen der wenigen Menschen angefertigt worden waren, denen er begegnet war und die seine Identität erfahren hatten. Aber dennoch war die Gefahr, dass jemand ihn erkannte, allgegenwärtig.

Auf den Phantomzeichnungen trug er alle möglichen Haar- und Bartrachten sowie Brillenmodelle. In der Realität sah sein Gesicht nicht viel anders aus als an dem Tag, an dem er aus dem Gefängnis entkommen war, nur schmaler und härter. Dass er auf einen Bart und eine besondere Haartracht verzichtete, war angesichts des Overkills an Gesichtsbehaarung, den

die Identi-Kits geliefert hatten, die beste Tarnung. Nur die Narbe, die seine rechte Braue durchschnitt und die auf den Fahndungsfotos noch nicht abgebildet war, auf den Phantomzeichnungen jedoch schon, war unverwechselbar. Parceval war dazu übergegangen, sie mit Augenbrauenstift wegzuschminken. Wer nicht direkt vor ihm stand und ihm ins Gesicht sah, konnte die Narbe nicht erkennen.

Das Entdeckungsrisiko gering zu halten war eines von Parcevals obersten Geboten. Manchmal musste er dagegen verstoßen, aber wenn es sich vermeiden ließ, hielt er sich in den Schatten auf, abseits von Menschenmengen, immer nur kurz an einem Ort, ein Geist, der sich verflüchtigte, bevor er sich materialisieren konnte. Parceval war nicht einfach nur auf der Flucht. Er hatte eine Mission, die er sich selbst auferlegt hatte. Heute war er hier, weil er einen großen Schritt weiterzukommen hoffte.

Die Verabredung, die ihn hierhergeführt hatte, sah ein Treffen an der Stelle vor, wo der Waltershofer Hafen hinaus zur Elbe führte. Der Hafenkanal öffnete sich hier zu einem riesigen rechteckigen Becken, von dem der engere Kanal des Petroleumhafens als Sackgasse nach Westen führte. Dort, wo der Waltershofer Kai einen Knick vollzog und als Kai des Petroleumhafens weiterlief, war der Treffpunkt. Parceval konnte ihn von seinem Versteck aus gut überblicken. Er war seit einer Stunde hier und trotz der langen Wartezeit hellwach. Es lohnte sich immer, zu einer solchen Verabredung zu früh zu kommen. Die klügere von den beiden Parteien

war schon vor Ort und prüfte das Gelände, bevor die andere eintraf. Falls die andere Partei eine Falle stellte, konnte man so ihre Absichten durchkreuzen. Parceval rechnete zwar nicht damit, dass er hier gelinkt werden sollte. Den Mann, den er zu treffen hoffte, konnte man wahrscheinlich so etwas wie einen Freund nennen in der Welt, in der Parceval lebte und in der man Freunde an einer Hand abzählen konnte – wenn an der Hand vier Finger fehlten. Dennoch waren Gewohnheit und Vorsicht stärker als die Hoffnung gewesen und hatten Parceval dazu gebracht, sich hier seit einer Stunde die Beine in den Bauch zu stecken. Einen Hinterhalt hatte er nicht entdeckt; und es war auch niemand verfrüht zum Treffpunkt gekommen, um die Situation seinerseits zu checken. Es sah ganz danach aus, als würde endlich einmal ein Plan funktionieren.

Der Verladekran, der sich hier in den Nachthimmel erhob, ruhte – ein kompliziert aussehender Schatten vor dem ungewissen Schimmer, den die Hafenbeleuchtung auf die Unterseite der tief hängenden Dezemberwolken warf. Ein Schiff lag hier am Kai, dessen Deck noch zu zwei Dritteln mit Containern beladen war, aber aus irgendwelchen Gründen nicht weiter gelöscht wurde.

Der Gesprächspartner war pünktlich. Parcevals billige Kaufhaus-Armbanduhr zeigte wenige Minuten nach 22:30 Uhr, als eine einsame Gestalt sichtbar wurde, die zielstrebig den Kai entlangschritt und schließlich am vereinbarten Treffpunkt stehenblieb. Parceval blieb abwartend in seinem Versteck. Der Ankömmling, ein

Mann in einem kurzen Wintermantel und mit einer Wollmütze auf dem Kopf, sah sich suchend um. Er wirkte ungeduldig und befremdet, niemanden vorzufinden. Parceval sah, wie er die Uhrzeit auf seinem Handy überprüfte – ein kurzer, schwacher Lichtschimmer vom Display des Smartphones, der die Gesichtszüge des Mannes nicht enthüllen konnte. Er räusperte sich, zog die Nase hoch, schüttelte den Kopf und murmelte leise, vermutlich eine abfällige Bemerkung wegen Parcevals scheinbarer Verspätung. Als der Mann sich einmal im Kreis gedreht hatte und dann aufs Wasser hinausstartete, huschte Parceval aus seiner Deckung und näherte sich ihm, bis er wusste, dass das Geräusch seiner Schritte ihn verraten musste. Dann blieb er stehen.

»*Maakhaam mo pa kheyr, per Ustada*«, sagte er halblaut.

Der Mann zuckte zusammen und drehte sich hastig um. Aus der Nähe konnte Parceval sein Gesicht erkennen. Es war ihm fremd. Der Mann war nicht der, den er erwartet hatte. Einen Moment lang dachte Parceval, dass er in eine Falle getappt war, und musste den Impuls unterdrücken, sein Gegenüber sofort anzugreifen. Wenn es wirklich so war, dann war der Mann nicht allein gekommen, und ihn attackieren nützte in dieser Lage nichts, weil er ohnehin nur der Lockvogel war.

Wenn es eine Falle war, würde sie auf eine Weise zuschnappen, die Parceval nicht erkennen konnte, und das bedeutete, er musste mehr über die Situation in Erfahrung bringen, bevor er handeln konnte. Er blieb abwartend stehen.

Der Mann musterte Parceval einen langen Augenblick, dann lächelte er plötzlich. »Auch Ihnen einen guten Abend, mein Freund«, sagte er in akzentfreiem, aber langsamem Deutsch, als müsse er über manche Wörter nachdenken. »Tut mir leid, aber ich bin nicht Ustad Lahauri.«

»Ich weiß«, sagte Parceval.

»Herr Lahauri hat mich gebeten, Sie zu ihm zu bringen«, erklärte der Mann.

»Hat er das?«

Das Lächeln des Mannes veränderte sich nicht. »Natürlich misstrauen Sie mir. Ich kann das verstehen.«

Parceval schwieg.

Der Mann seufzte. »*Sie* wollen Herrn Lahauri sprechen, nicht ich.«

Parceval schwieg weiter.

Der Mann zuckte mit den Schultern. »Na gut. Ustad Lahauri ist der Chef der Leibwache von Gouverneur Baz Djamil Majib – aber das wissen Sie sicher, da Sie es ja auch geschafft haben, Herrn Lahauris Mobilnummer herauszufinden. Provinzgouverneur Majib ist ein Mann mit mehr Feinden als Freunden... aber das wissen Sie auch, da Sie die Verhältnisse in Afghanistan kennen. Immerhin waren Sie lange genug als Polizeiausbilder dort. Was Sie auch wissen dürften – oder Ihnen zumindest klar sein müsste –, ist, dass Herr Lahauri sich nicht einfach so exponieren kann, auch wenn sein ehemaliger Ausbilder ihn um ein Treffen bittet. Er muss auf die Sicherheit des Provinzgouverneurs achten. Grundlegende Vorsichtsmaßnahmen können Ihnen

nicht fremd sein – nicht in Ihrem ehemaligen Beruf und schon gar nicht in Ihrer derzeitigen Lage. Deshalb hat Herr Lahauri mich erst einmal vorgeschickt. Können Sie das verstehen, Herr Parceval?«

Parceval schwieg eisern.

»Habe ich Sie wirklich immer noch nicht überzeugt?«

»Ustads ältester Bruder hat eine Bar in Kunduz«, sagte Parceval.

Der Mann lächelte noch breiter. »Herr Lahauris ältester Bruder war Aufseher über eine Straßenbaukolonne. Elf Chinesen. Und er der einzige Einheimische. Die Gruppe wurde von Talibankriegern überfallen, gefangen genommen und an Ort und Stelle hingerichtet – zwei Kilometer außerhalb von Kunduz, neben einer Hauptstraße.«

»Stimmt«, sagte Parceval.

Der Mann zuckte erneut mit den Schultern.

»Wer sind Sie?«, fragte Parceval.

»Ich bin Nihad.«

»Nur Nihad?«

»Nihad genügt, finde ich. Sie wollen ja nicht mit mir sprechen, sondern mit Herrn Lahauri.«

»Sind Sie sein Stellvertreter?«

»Ich bin nur einer von seinen Männern.«

»Derjenige, der am besten Deutsch spricht.«

Nihad nickte. »Deshalb hat er mich ausgewählt.«

»Sie sprechen tatsächlich hervorragend Deutsch.«

»Ich bin hier aufgewachsen. Als ich achtzehn war, hat man uns alle abgeschoben. Meine Familie war illegal in

Deutschland. Ich hege keinen Groll, ich habe meinen Weg in Afghanistan gemacht.«

»So sieht es aus.«

»Wenn Sie mir nun folgen wollen?«

Nihad ging voran, ohne sich zu vergewissern, dass Parceval ihm folgte. Parceval gab sich einen Ruck. Nihads Worte hatten sein Misstrauen fast vollständig beseitigt. Ein Rest von Zweifel war allerdings noch vorhanden. Parceval hütete sich, ihn zu verdrängen. Der Restzweifel war Bestandteil seines Charakters, und er hatte ihm bislang stets gute Dienste geleistet. Vorsichtig und die Umgebung ständig musternd, schloss er zu Nihad auf.

Nihad steuerte auf das einsam daliegende Containerschiff zu. Eine Gestalt erschien an der Reling und rief Nihad halblaut etwas zu. Parceval verstand, dass es mehrere Fragen waren, aber übersetzen konnte er sie nicht. Es bedeutete nicht viel; in Afghanistan gab es so viele regionale Dialekte und Sprachen, wie es Täler gab. Parceval hatte sich einige Sprachkenntnisse auf Paschtu angeeignet, einer der beiden offiziellen Amtssprachen in Afghanistan. Mit jemandem, der Dari, Belutschisch, Nuristani oder etwas anderes sprach, konnte er sich nicht verständigen.

»*Szama da*«, sagte Nihad, was Parceval verstand. Es bedeutete auf Paschtu so viel wie: Alles ist gut.

Eine behelfsmäßige Gangway wurde herübergeschoben, nicht mehr als ein Metallrahmen mit Trittgitter und Handlauf. Nihad machte eine einladende Handbewegung.

»Wieso treffen wir uns auf dem Schiff?«, fragte Parceval.

»Reine Sicherheitsmaßnahme, Herr Parceval. Hier kann uns niemand überraschen.«

»Und wie kommt es, dass Ustad Lahauri Zugang zu diesem Schiff hat?«

»Weil der wachhabende Offizier Paschtune ist und die Gelegenheit gerne ergriff, dem obersten Leibwächter eines Provinzgouverneurs einen Gefallen zu tun.«

»Ein Paschtune, der Ihnen zufällig über den Weg gelaufen ist...«

»Nicht mir, sondern Herrn Lahauri. Und auch nicht zufällig. Bitte unterstellen Sie Herrn Lahauri, dass er in seinem Metier einer der Besten ist... und dass er einen guten Ausbilder hatte.«

»Bin ich Ihnen für dieses Kompliment jetzt auch einen Gegengefallen schuldig?«

»Nein, das war gratis. Wollen wir?«

Die Behelfsgangway bog sich und wackelte, als Nihad sie betrat. Parceval wartete ab, bis Nihad auf dem Schiff war, dann folgte er ihm, ständig erwartend, dass Nihad und der andere Mann die Gangway plötzlich wegziehen und ihn zwischen Schiffsrumpf und Kai-mauer ins Wasser fallen lassen würden – und aufgrund des Sogs, der ihn unter den Rumpf ziehen würde, in den sicheren Tod. Aber er kam unversehrt an Bord.

Nihad wies auf eine der Containerinseln auf dem Deck. »Hier entlang bitte.«

Parceval setzte sich in Bewegung, begleitet von Nihad und dem anderen Mann. Drüben bei der Containerinsel

trat ein weiterer Mann aus einer schwarzen Schattenfläche. Auch er war nicht Ustad Lahauri.

Parcevals erster Gedanke: *Jede Menge Sicherheitsmaßnahmen.*

Sein zweiter Gedanke: *Außer der einen essenziellen Maßnahme – mich nach Waffen zu durchsuchen.*

Sein dritter Gedanke: *Es wäre äußerst unhöflich, Lahauris Besucher zu filzen.*

Sein vierter Gedanke: *Die ganze Art und Weise, wie dieses Treffen stattfindet, ist für afghanische Verhältnisse äußerst unhöflich, Nihads Freundlichkeit zum Trotz.*

Der dritte Mann war herangekommen und hob grüßend die linke Hand. Die rechte Hand hing locker an seiner Seite.

Dann war sie auf einmal nicht mehr dort, sondern zuckte auf Parceval zu. Die Klinge eines Schnappmessers sprang aus ihrem Griff und leuchtete matt auf. Das Messer zielte direkt auf Parcevals Kehle.

Es erreichte sein Ziel nicht. Der Gruß mit der linken Hand war das letzte Indiz für Parceval gewesen, dass etwas nicht stimmte. Ein Afghane grüßte bei einem Treffen immer mit der rechten Hand, um seinem Gesprächspartner zu zeigen, dass er unbewaffnet war.

Parceval blockte den Stoß mit beiden Unterarmen ab und überkreuzte sie mit einem Ruck. Sein Gegner war gut. Er passte sich der Bewegung an und verhinderte so, dass der Ruck ihm das Ellbogengelenk aushebelte. Aber er verlor sein Messer. Er stieß einen wütenden und überraschten Schrei aus. Parceval kickte das Messer

mit dem Fuß davon, griff dem Mann in die Haare und drückte seinen Kopf nach unten, während gleichzeitig sein Knie nach oben schnellte und den Kerl im Gesicht erwischte. Er taumelte zurück. Parceval stieß ihn noch weiter von sich, aber statt ihm nachzusetzen, fuhr er sofort zu Nihad und seinem Begleiter herum. Er unterdrückte alle Gefühle von Überraschung, Empörung und Zorn, dass er ihnen auf den Leim gegangen war. Er konzentrierte sich nur darauf, seine Gegner auszuschalten und der Falle zu entkommen.

Nihad stand ein paar Schritte abseits, die Arme in einer überraschten Geste halb erhoben. Der Mann, der die Gangway herüberschoben hatte, hielt hingegen ebenfalls ein Messer in der Hand und war drauf und dran, es Parceval in den Rücken zu stoßen. Parcevals Gegenwehr überraschte auch ihn. Er hielt lang genug inne, dass Parceval ihm die Faust in die Magengrube hämmern konnte. Sein Gegner krümmte sich. Parceval packte sein Handgelenk, um ihm das Messer zu entwenden, doch sein Gegner hielt es fest.

Parceval wurde klar, dass er zu viel Zeit mit diesem Versuch verschwendete. Er packte seinen Gegner mit der anderen Hand am Kragen und schwang ihn herum, genau in den Angriff des ersten Messerstechers hinein, der mit erhobenen Fäusten heranstürmte, Blut aus seinen aufgeplatzten Lippen im Gesicht. Beide Männer stolperten und stürzten zu Boden.

Parceval sah das Messer, das der erste Angreifer verloren hatte, an der Stelle liegen, wo er es hingekickt hatte. Sein Blick begegnete Nihads. Beide starrten das

Messer an und sich dann wieder in die Augen. Nihad griff in eine Tasche seines Mantels und holte sein eigenes Schnappmesser hervor. Die Klinge sprang mit einem hässlichen Klicken heraus. Nihad nahm eine martialische Kampfpose ein ...

... die nur dazu gedacht war, Parcevals Aufmerksamkeit noch einen Moment länger zu beanspruchen. Parceval durchschaute den Trick: Er sprang schnell zur Seite und fühlte den Windstoß von dem Messerhieb, der knapp an ihm vorbei ins Leere ging. Sein Ellbogen kam in einem Halbkreis herum, auf den Kehlkopf des Messerstechers, doch der sah es irgendwie kommen und riss den Kopf herum. Der Ellbogen traf sein Ohr, schmerzhaft, aber nicht kampfscheidend, wie es der Kehlkopfstoß gewesen wäre. Der Messerstecher taumelte zur Seite, mit der freien Hand unwillkürlich sein schmerzendes Ohr schützend.

Parceval griff den ersten Messerstecher, der nun unbewaffnet war, sofort an. Er versuchte, ihm das Knie zu brechen, doch der Mann konnte den Tritt kontern. Er zielte mit dem Handballen von unten gegen das Kinn, doch er traf nur Parcevals Unterarm. Sein Gegner war nicht irgendwer; er war ein Mann, der im Nahkampf geübt war – vor allem in der dreckigen Art und Weise, in der Parceval kämpfte. Er sah den Handkantenschlag, der ihm die Nase brechen sollte, voraus und wehrte ihn ab; sein Gegner ahnte, wohin Parceval sein Knie stoßen wollte, und drehte sich weg. Parceval überraschte ihn, indem er sich bückte, mit beiden Händen in die Kniekehle seines Standbeins griff und es ruckartig anhob;

der Mann verlor das Gleichgewicht, prallte hart auf den Rücken und brachte sich hastig vor Parcevals Fußtritt in Sicherheit.

Nihad und der noch bewaffnete Messerstecher kamen gemeinsam heran. Parceval traf Nihads Kumpan erneut an seinem verletzten Ohr. Nihad konnte Parcevals Schlag ausweichen, aber nicht seinem tief angesetzten Roundhouse-Kick, der die Beine unter ihm wegfegte und ihn zu Boden schickte.

Parceval sprang zurück, um sich Raum zu verschaffen und zur Reling zu gelangen, über die er entweder seinen Gegner befördern oder selbst auf der dem Kai abgewandten Seite ins Wasser springen konnte, sollte der Kampf aussichtslos werden.

Alle drei Gegner waren nun wieder bewaffnet. Sie hatten aus ihren Fehlern gelernt. Die beiden Kumpane Nihads griffen Parceval mit einer Zangenbewegung an, während Nihad die Reserve bildete. Der linke der beiden hob das Messer, dann machte er eine ruckartige Bewegung mit dem Kopf. Parceval hörte ein entferntes Geräusch, das wie das pfeifende Husten eines alten Mannes klang. Der linke Messerstecher sackte zusammen wie eine Marionette, deren Fäden man gekappt hatte. Sein Kumpan starrte ihn überrascht an. Plötzlich schnappte auch sein Kopf zur Seite. Diesmal sah Parceval die Wolke aus Blut, Fleisch und Gehirnmasse, die seitlich aus seinem Schädel austrat, untermalt von dem entfernten, schwächlichen Hustengeräusch. Der Mann sackte ebenfalls zusammen.

Parceval fuhr herum und sah sich nach einer Deckung

um. Aus dem Augenwinkel konnte er Nihad sehen, der hakenschlagend über das Deck rannte und in die Containerinsel eintauchte. Funken sprangen an zwei Stellen von den Containern auf, zwischen denen er in die Gasse hineingerannt war, begleitet von metallischen Klängen wie Hammerschlägen auf einem Amboss. Dann war Stille. Von den beiden Männern, die auf dem Deck lagen, kam kein Laut mehr. Dunkle Lachen breiteten sich unter ihnen aus.

Parceval richtete sich langsam auf. Das Adrenalin tobte noch immer in ihm. Er musste sich zwingen, die geballten Fäuste zu öffnen und die Kiefermuskulatur zu lockern. Er räusperte sich.

Bei der behelfsmäßigen Gangway trat eine Gestalt aus dem Schatten. Sie trug eine gedrungene Waffe mit einem klobigen, matt schimmernden Lauf. Die Waffe war eine Steyr AUG A3 mit Schalldämpferaufsatz, der auch das Mündungsfeuer unterdrückte. Die Gestalt nahm die Waffe in Anschlag und lief auf die Containerinsel zu, ständig feuerbereit. Sie rief Parceval zu, ohne ihn anzusehen: »Bist du in Ordnung?«

Parceval atmete aus und ein. »Ja, Ksenia«, sagte er. »Lass den Kerl. Er hat keine Schusswaffe, aber in diesem Containerlabyrinth können wir ihn nicht ausräuchern. Wer weiß, wie viele Verbündete er noch hier hat. Machen wir, dass wir hier wegkommen.«

Ksenia Orian blieb stehen. Sie senkte langsam die Waffe, dann kam sie auf ihn zu und musterte ihn. Sie trug eine Skimaske und war dunkel gekleidet. Ihre Augen glitzerten. »Unverschämtheit«, sagte sie. »Du

hast dich mit drei Typen angelegt und nicht mal 'nen Kratzer.«

»Die Kratzer wären schon noch gekommen, wenn du nicht eingegriffen hättest.«

»Ja, danke schön dafür, dass ich mitkommen durfte«, sagte Ksenia sarkastisch.

»Danke, dass du dich durchgesetzt hast und mitgekommen bist«, sagte Parceval und meinte es ehrlich.

Ksenia nickte zu den beiden toten Messerstechern. »Was denkst du, wieso wollten Ustads Leute dich fertigmachen? Ich war genauso überzeugt wie du, dass Ustad ein Freund sei.«

Parceval spürte, wie das Adrenalin abklang. Seine Hände begannen zu zittern. Er steckte sie in die Jackentasche und atmete noch einmal tief ein und aus. Er verdrängte den Gedanken, dass hinter ihm zwei getötete Menschen auf dem Deck lagen. Er verdrängte auch den Gedanken daran, dass er vielleicht schon wieder das Ende einer Spur zu seiner entführten Schwester und seiner Nichte vor sich sah, noch bevor er sie richtig aufgenommen hatte. »Ich habe keine Ahnung«, sagte er. »Lass uns gehen.«

Sie verließen das Schiff über die Behelfsgangway und stießen sie danach ins Wasser. Ksenia trug die Steyr schussbereit vor dem Körper und drehte sich immer wieder zu dem Schiff um, bis sie außer Sichtweite waren und sie sich dem belebten Teil des Containerhafens näherten. Dann schraubte sie den Schalldämpfer ab und verstaute die Waffenteile und ihre Skimaske in einem Rucksack. Sie fuhr sich mit den

Händen durchs Haar und schüttelte es aus. Ihr Blick und der Parcevals begegneten sich. Hier, wo das Licht von den beleuchteten Ladekränen heller war, konnte er das Muster aus feinen Narben sehen, das eine Gesichtshälfte bedeckte. Sie sagte nichts, und er sagte nichts. Schweigend marschierten sie zu dem Leihwagen, mit dem sie beide hierhergekommen waren, und fuhren zurück in die Stadt.

3

Donnerstag, 10. Dezember
08:03 Uhr

Den Mann, der sich Parceval mit dem Namen Nihad vorgestellt hatte, kannten seine Untergebenen, Geschäftspartner und die Fahndungsbehörden auf der ganzen Welt als Abu Nihad al-Almani. Er hatte eine steile Karriere beim IS hinter sich. Von einem Kämpfer war er zu einem Kommandeur und schließlich zu einem Mitglied des Strategischen Rats der Terrororganisation aufgestiegen.

Für die meisten Menschen im freien Teil der Welt war der IS besiegt, seit seine letzte Bastion in Syrien gefallen war. Tatsächlich waren viele hochrangige Führer des Terrorstaats westlichen Anschlägen zum Opfer gefallen oder in internen Machtkämpfen eliminiert worden. Viele Kämpfer waren bei der Rückeroberung der vom IS besetzten Regionen getötet worden, andere waren desertiert und in ihre ehemalige Heimat zurückgekehrt, wo sie nun darauf hofften, dass niemals jemand von den unmenschlichen Taten erfuhr, die sie

und ihre Kumpane im Namen des sogenannten Kalifats begangen hatten. Die Welt ließ sie notgedrungen in Ruhe, während sie nach den bekannten Führungspersönlichkeiten fahndete. Wie immer blieben die kleinen Fische unbehelligt, weil niemand ihre Namen kannte oder ein Interesse daran hatte, sie zur Rechenschaft zu ziehen.

Was vom IS übrig geblieben war, hatte seine Basis verlagert und versuchte seit einiger Zeit, anderswo Fuß zu fassen – vor allem in Afghanistan, von dem die Strategen des IS wohl gedacht hatten, man habe es mit geistigen Verbündeten zu tun. Tatsächlich aber betrachteten die in Afghanistan heimischen Taliban die IS-Kämpfer nicht als Freunde, sondern als weitere Mächtigererobrer, die es zu bekämpfen galt. Die Zivilbevölkerung, gefangen zwischen den Mörderbanden, die ins Land eindringen, und den Mörderbanden, die ihre Pfründe dort verteidigten, floh ziellos zu Zehntausenden von einem Chaos ins nächste.

Die wackelige, ratlose afghanische Regierung unterstützte die Taliban in ihrem Abwehrkampf mit Truppen, aus der Maßgabe heraus, dass man sich von zwei Feinden am besten dem anschloss, den man wenigstens kannte. Was sich die Regierungssoldaten dachten, die nun Seite an Seite mit den Terroristen kämpften, die vor Kurzem noch ihre Kameraden mit Bombenanschlägen in Stücke gerissen hatten, interessierte niemanden. Vereint war es den Taliban und den Regierungstruppen gelungen, den IS in der Provinz Jawzjan zu vernichten, dem Brückenkopf des Terrorstaates in

Afghanistan. Dem Vormarsch des IS war damit erst einmal ein Ende gesetzt, auch wenn die meisten Anführer sich rechtzeitig hatten absetzen können.

Abu Nihad al-Almani war einer davon. Jetzt saß er im Wohnraum der Executive Suite eines Hotels in der Hamburger Altstadt und diskutierte mit einem Mann namens Baran Merzani, einem Iraner, den er zu seinem Stellvertreter ernannt hatte. Die Diskussion lief so ab, dass Nihad an einem Stück redete und dabei auf den Tisch schlug, während Baran nervös mit einem billigen Smartphone herumspielte, ab und zu eine demütige Frage einwarf, ansonsten aber aussah wie jemand, der seit einiger Zeit darüber nachdenkt, wie er eine schlechte Nachricht an den Mann bringen soll. Beide Männer trugen dunkelgraue Anzüge und Hemden ohne Krawatten. Barans Hemd war bis oben zugeknöpft, Nihads Anzug zerknittert, weil er darin geschlafen hatte. Nihads kurzer Mantel, den er bei der Begegnung mit Parceval getragen hatte, lag zusammengeknüllt auf dem Sofa; zwei Knöpfe waren abgerissen.

»Wieso konnten wir den Mistkerl nicht fertigmachen?«, tobte Nihad. »Wir waren zu dritt! Ich hätte mir von dir die Schusswaffen nicht ausreden lassen dürfen, dann hätten wir ihn einfach abknallen können! Die Arbeiter am Dock hätten doch ohnehin nichts mitgekriegt – sind doch lauter dämliche ungläubige Hunde! Wir können ihm nicht mal die Polizei auf den Hals hetzen. Wenn ich anonym anrufe und denen den Tipp gebe, dass Parceval in der Stadt ist, tun sie auch nicht mehr als vorher. Der Kerl ist auf allen Fahndungslisten,

die sind sowieso schon aufmerksam. Ich müsste schon genauere Angaben machen ...«, Nihad redete sich erneut in Rage. »Aber soll ich denen vielleicht sagen, sie sollen in der Nähe der MELINA nach Spuren suchen oder was!?!«

Baran seufzte. »Abu«, sagte er vorsichtig, »die Polizei ist schon auf die MELINA aufmerksam geworden. Jemand vom Schiff hat mich informiert, dass die Kriminalpolizei noch in der Nacht dort aufgetaucht ist.«

»Was? Wie kommt das?«

»Ich weiß es nicht. Sie müssen einen Tipp bekommen haben.«

Abu Nihad stierte seinen Stellvertreter an. Sein Gesicht wurde immer röter. »Soll ich vielleicht glauben, dass der Mistkerl die Frechheit besessen hat, seinerseits den Bullen einen Tipp zu geben!?!«

»Ich halte es für wahrscheinlich, Abu. Sie haben selbst gesagt, er hatte einen Helfer. Vielleicht hat der ...?«

»Warum erfahre ich erst jetzt davon?«, brüllte Abu Nihad.

Baran, der hätte erwidern können, dass Nihad ohne Unterlass geschimpft und gewütet hatte, während er kaum zu Wort gekommen war, sagte stattdessen: »Bitte verzeihen Sie, Abu.«

»Haben die Bullen schon was gefunden?«

»Bis jetzt nicht. Die Schiffsbesatzung hat die Leichen unserer Kameraden verschwinden lassen. Aber die Polizisten haben versucht, Spuren zu sichern, und

werden bestimmt Überreste von Blut finden. Die Besatzung konnte das Deck nur notdürftig säubern.«

»Die Untersuchungsergebnisse bekommen sie allerfrühestens in vierundzwanzig Stunden – aber auch nur, wenn ein dringender Tatverdacht besteht«, sagte Nihad langsam. »In so einem Fall, in dem es nur eine anonyme Anzeige gibt und keinen Augenscheinsbeweis, dauert es wahrscheinlich mehrere Tage. Unsere Mission ist also nicht in Gefahr.«

»Es sei denn, Parceval versucht uns dazwischenzufunken.«

Nihad war jetzt ganz ruhig. »Er hat keine Ahnung von unserer Mission. Sonst hätte er sich gar nicht erst mit Ustad in Verbindung gesetzt. Sein Ziel ist ein anderes. Ustad hat gesagt, er sucht nach seiner Schwester und seiner Nichte. Fast jeder, der in Afghanistan mal mit der Polizei zu tun hatte in der Zeit, in der Parceval da unten Ausbilder war, kennt die Geschichte. Die verlausten Hunde von Taliban haben sie entführt. Mit uns hat das Ganze nichts zu tun.«

»Aber er wird sicher weiter versuchen, Ustad zu kontaktieren.«

»Warum sollte er? Nach dem feindseligen Treffen gestern? Wenn überhaupt, wird er höchstens versuchen, Ustad zu erledigen, aber das wird ihm nicht gelingen. Er sitzt auf dem Trockenen. Wahrscheinlich hat er Hamburg schon verlassen.« Nihad stand ruckartig auf. »Was ist mit dem Gouverneur?«

»Wir haben ihn vor einer Stunde geweckt.«

»Ist er noch kooperativ?«

»Wir haben ihm Videos von ein paar Schlachtungen vorgespielt und ihm erklärt, dass in den nächsten derartigen Videos, die er sehen wird, seine Familie die Hauptdarsteller sind. Er wurde dann ganz friedlich.«

Nihad lächelte. »Er wird sicher noch mal Widerstand leisten, bevor es morgen losgeht. Ruf unsere Kameraden in Fayzabad an. Sie sollen ein Video mit einem seiner Söhne drehen. Am besten dem jüngsten. Für alle Fälle – damit wir es ihm vorspielen können.«

»Sollen sie wirklich...?«

»Nein, sie sollen nur so tun. Aber der Junge soll es glauben, damit seine Todesangst richtig überkommt. Eine echte Schlachtung können wir immer noch aufnehmen, wenn der Gouverneur nicht mitzieht.« Nihad nahm seinen Mantel und schüttelte ihn aus.

»Wohin gehen Sie, wenn ich fragen darf, Abu?«

»Zu Ustad und den anderen. Es ist wichtig, dass wir uns alle abstimmen.«

Baran stand ehrerbietig auf. Er lächelte vorsichtig. »Ihre Gründlichkeit ist legendär, Abu.«

Nihad lächelte spöttisch zurück. »Muss wohl in den Genen liegen.« Er verließ den Raum und ließ einen Stellvertreter zurück, der wieder eine besorgte Miene aufsetzte.

Abu Nihads Bemerkung über seine Gene war nicht nur spöttisch gemeint gewesen. Tatsächlich war Nihad weder Iraker noch Syrer und schon gar kein Afghane, sondern vor fünfunddreißig Jahren in Niedersachsen geboren worden und hieß mit Geburts- und Taufnamen Nils Walau. Er hatte sich als junger Mann radikalisiert,

war vor den polizeilichen Untersuchungen bezüglich des Doppelmordes an seiner vermögenden Tante und seinem Onkel aus Deutschland geflohen und hatte sich dem damaligen Islamischen Staat im Irak angeschlossen, dessen Nachnachfolgeorganisation noch immer seine ideologische Heimat war.

Ralf Parceval stand auf den deutschen Fahndungslisten ganz oben. Nils Walau stand auf den Listen der internationalen Terrorfahnder ganz oben. Seinem Kommando gegenüber hatte er zu Beginn dieser Mission gewitzelt, dass er nach ihrem erfolgreichen Ende auch in Deutschland die Spitzenposition einnehmen würde. Die Männer hatten gelacht, »Allahu Akbar« gerufen und dass sie ihrem exotischen Kommandeur überall hin folgen würden.

Zwei von ihnen hatte diese loyale Einstellung schon das Leben gekostet. Es wäre nicht so schlimm gewesen, weil sie als Kämpfer für ihre Sache sofort nach ihrem Tod ins Paradies eingezogen waren. Schlimm war nur, dass Baran nicht sicher war, ob Abu Nihad al-Almani, der »väterliche Anführer aus Deutschland«, mit dieser Mission nicht seine ganz eigenen Ziele verfolgte.

4

Donnerstag, 10. Dezember
09:21 Uhr

Die Ironie war geradezu bitter: Die vergangene Nacht war eine der wenigen seit Parcevals Flucht aus dem Gefängnis gewesen, in der er nicht illegal in irgendeinem Unterschlupf genächtigt hatte – und er hatte kaum schlafen können.

»Du siehst zerknittert aus«, sagte Ksenia. Sie saß ihm am Frühstückstisch gegenüber.

»Das trifft sich im Lauf des Tages wieder«, sagte Parceval. Er gab Ksenias Blick über den Rand seiner Kaffeetasse zurück. Er erinnerte sich an viele Male, an denen sie gemeinsam am Frühstückstisch gesessen hatten; allerdings umgeben von den Kameradinnen und Kameraden, den anderen Polizeiausbildern, den afghanischen Polizeischülern und dem einen oder anderen Angehörigen der internationalen Streitkräfte aus der benachbarten Militärbasis, wo sich die Qualität der deutschen Polizeikantine herumgesprochen hatte. Allein mit Ksenia beim Frühstück war Parceval bisher

nur ein einziges Mal gewesen: am ersten Morgen nach seiner Flucht, als sie ihn in seinem Unterschlupf aufgesucht und Essen mitgebracht hatte. Im Nachhinein kam Parceval diese Situation geradezu surreal vor.

Die ganze Nacht über war Parceval sich Ksenias Anwesenheit im anderen Schlafzimmer nur zu bewusst gewesen. Sie war zwar nicht der Grund für seine Schlaflosigkeit gewesen, aber sie hatte dazu beigetragen.

»Wir brauchen einen neuen Plan«, sagte Ksenia. »Einen, bei dem ich dich nicht wieder aus einer Messerstecherei retten muss.«

»Es ist ungewohnt, dich das sagen zu hören, während wir uns gegenüber sitzen«, sagte Parceval. »Bis jetzt hab ich mich immer nur am Telefon von dir zusammenstauchen lassen.«

»Mir ist klar geworden, dass man dich nicht allein lassen kann. Das führt immer nur zu einem Massaker.«

»Daran sind die anderen schuld, nicht ich.« Parceval dachte an Berlin und Mannheim. Ksenia hatte recht, was die beiden Fälle betraf. Parceval hatte jedoch ebenso recht mit seinen Argumenten zur Verteidigung. Er hatte nur ein Ziel – seine Schwester Birgit und seine Nichte Miray zu retten. Es war nur so, dass andere Menschen ihn ständig daran zu hindern versuchten.

»Ich hab nachgedacht«, sagte Ksenia. »Über Ustad. Und je länger ich nachdachte...«

»...desto mehr ist dir klar geworden, dass es nicht sein kann, dass er mir eine Falle gestellt hat«, vollendete Parceval ihren Satz. »Zu dem Schluss bin ich auch gekommen.«

»Selbst wenn man unterstellen würde, dass Ustad alle Loyalität und Kameradschaft vergessen hat, passt es nicht zusammen.«

»Ich hab ihm noch nicht mal eine schlechte Note verpasst damals«, sagte Parceval halb im Scherz. Im Gegenteil, dachte er. Keiner von den Polizeischülern, die er damals in seinem ersten Ausbildungskurs geschult hatte, hatte eine schlechte Note von ihm erhalten. Keiner hatte eine verdient. Sie waren alle unfassbar fleißig und strebsam gewesen. Ustad Lahauri hatte zu den besten Schülern gehört.

»Es hätte ihm nichts gebracht außer Scherereien, wenn er dich beseitigt hätte – selbst wenn er seit damals einen Hass gegen dich entwickelt hat. Er hätte sich einfach nur nicht auf ein Treffen einlassen müssen, und uns wären die Hände gebunden gewesen. Er wäre uns ohne irgendeinen Aufwand los gewesen.«

»Ustad hatte keinen Grund, Hass zu entwickeln.«

»Ich weiß.«

Sie schauten sich eine Weile lang schweigend an. »Nein«, sagte Ksenia dann. Sie schüttelte den Kopf. »Ganz entschieden: Nein.«

»Du glaubst doch genauso wie ich, dass das von letzter Nacht nur eines bedeuten kann: Ustad ist in Schwierigkeiten. Jemand wollte eine Kontaktaufnahme mit ihm verhindern. Jemand, der wusste, wer ich bin, und der sich daher sicher dabei fühlte, mich zu beseitigen, weil niemand mein Verschwinden bei der Polizei anzeigen würde.«

Ksenia öffnete den Mund, um etwas zu sagen, doch

Parceval kam ihr zuvor. »Ich weiß, was du sagen willst: Auch unter diesen Umständen ist der Plan, mich auf einem Containerschiff abzumurksen, ziemlich drastisch. Ein weiterer Grund zur Annahme, dass Ustad Probleme hat.«

»Ich wollte sagen: Ustads Probleme gehören nicht zu unserem Plan. Konzentrier dich darauf, was wir hier vorhatten: an Gouverneur Majib herankommen, ihm erklären, dass Birgit und Miray in seine Provinz verschleppt worden sind, und ihn um Hilfe bitten. Oder ihm die Pistole auf die Brust setzen, wenn er darin verwickelt sein sollte.«

»Ich kenne unseren Plan, Ksenia. Aber leider ist Ustad ein wichtiger Teil davon. Ohne ihn haben wir keine Chance, mit dem Gouverneur ein Gespräch zu führen!«

Ksenia schnaubte. »Du musst den Aberglauben ablegen, dass du der Welt was schuldig bist. Der alten Dame von gegenüber gestern die Einkäufe sechs Stockwerke hochzutragen war schon überflüssig. Jetzt willst du auch noch Ustad retten. Du hast selbst genug Probleme!«

»Die alte Dame hat sich gefreut. Sie hat uns sogar ihre Visitenkarte gegeben ...«

»Ja, eine selbstgemachte! Ich hoffe, du hast den freundlichen Hinweis nicht vergessen, der die Karte begleitete!«

»Dass wir sie anrufen sollen, wenn wir Hamburg besichtigen wollen, weil sie dann gerne mitkommt und für uns den Fremdenführer macht? Das ist doch sehr zuvorkommend.« Parceval grinste.

»Du exponierst dich ohne Not. Irgendwann wirst du geschnappt, weil du für einen Fußlahmen den Hund Gassi führst! Was nützt es, dass ich dir ständig einen neuen Unterschlupf besorge, wenn du gleich darauf irgendeinem Unbeteiligten etwas Gutes tust und dein Gesicht in der Öffentlichkeit präsentierst!«

Parceval wusste, dass Ksenias Temperamentausbrüche so schnell verloschen, wie sie aufflammten. Dennoch war es ihm wie immer ein Anliegen, die Deutschrussin zu besänftigen. Er sah sich demonstrativ bewundernd um. »Mit diesem Unterschlupf hast du dich jedenfalls selbst übertroffen.«

»Das war einfach«, stieß Ksenia hervor. »Ich hab die Wohnung ganz simpel auf meinen Namen gemietet, über Airbnb. Ksenia Orian leistet sich ein paar Tage Urlaub in Hamburg. Unverdächtiger geht's nicht.«

»Gut ausgesucht«, sagte Parceval.

»Trotzdem geht man nicht her und fragt eine alte Dame, ob man ihr die Einkaufstaschen hochtragen kann, wenn man gerade zum ersten Mal zur Haustür reingekommen ist!«, explodierte Ksenia. »Als Deutschlands meistgesuchter Krimineller!«

»Ksenia – ohne Ustad funktioniert der Plan nicht. Ich will nicht umsonst drei Monate lang wie ein Nomade von einem Ort zum anderen geflohen sein, während du versucht hast, einen neuen Ansatz zu finden, Birgit und Miray zu retten.«

Ksenia erwiderte nichts.

»Hab ich mich schon bedankt dafür, dass du diese Möglichkeit hier aufgetan hast?«, fragte Parceval.

»Ja. Mach's aber ruhig noch mal. War nicht einfach.«

»Danke«, sagte Parceval.

Ksenia lächelte plötzlich. »Gern geschehen. Isst du dein zweites Croissant noch?«

Parceval zog seinen Teller näher an sich heran. »Ja!«, rief er.

»Weil du schon zwei Brötchen hattest.«

»Kontrollierst du etwa, was ich esse?«

»Nein, ich hab nur Appetit auf ein Croissant.«

»Du hattest doch schon eins.«

»Du auch.«

»Wir teilen mein zweites Croissant«, beschloss Parceval mit einem Unterton von demonstrativem Fatalismus.

»Damit bin ich einverstanden«, erklärte Ksenia. »Aber teil ja gerecht, sonst nehm ich die größere Hälfte.«

Nach Parcevals Flucht aus Mannheim im Frühherbst hatte es so ausgesehen, als seien alle Spuren zu Birgit und Miray erkalte. Drei Monate war er ziellos von Versteck zu Versteck gezogen, von Ksenia mithilfe immer wieder neuer Billighandys geführt, die ihm die passenden Möglichkeiten zum Untertauchen besorgte: Häuser, Wohnungen oder Gartenlauben, die wegen Erbstreitigkeiten oder anderer juristischer Scharmützel unbewohnt waren. Ksenia, die nach ihrem Abschied von der Bundespolizei Partnerin in einem Berliner Security-Unternehmen geworden war, hatte sich in Polizei- und Gerichtsdatenbanken gehackt und alle Adressen von leer stehenden Immobilien herausgezogen, bei denen die Besitzer auf irgendeine Weise mit

dem Gesetz in Konflikt geraten waren. Die Informationen über diese Immobilien waren meistens erschöpfend, sodass Ksenia genau sagen konnte, in welchem Haus oder welcher Wohnung es am sichersten war, untertauchen zu können, und für wie lange.

Mit dem wenigen Bargeld, das ihm aus Mannheim geblieben war, musste Parceval so sparsam wie möglich umgehen. Um sich Geld zu beschaffen, musste er es sich entweder von Ksenia leihen (was er nach Kräften vermied) oder es stehlen. Bisher hatte Parceval erst einmal zu dieser Lösung greifen müssen und zwei Drogendealer überfallen, die vor einer Schule mit Pillen handelten.

Parcevals Verzweiflung war während dieser Zeit immer größer geworden. Nichts schien zum Ziel zu führen – seine Mission war undurchführbar, sein Leben auf der Flucht sinnlos. Doch dann hatte Ksenia herausgefunden, dass in der Hamburger Elbphilharmonie ein Weihnachtskonzert stattfinden sollte, zu dem sich hochrangige afghanische Politiker angekündigt hatten: fünf der insgesamt vierunddreißig afghanischen Provinzgouverneure.

Das Konzert war zugleich ein politisches und gesellschaftliches Ereignis. Als Musiker sollten ausschließlich junge Afghanen auftreten, der Dirigent stammte ebenfalls aus Afghanistan, und das Konzert an sich bestand aus Stücken berühmter klassischer persischer und afghanischer Komponisten, die während der Talibanherrschaft alle verboten gewesen waren. Natürlich hatten auch einige deutsche Politiker ihr Kommen zu-

gesagt – und das übliche sensationslüsterne Premierenpublikum. Der Termin für das Konzert war heute Abend: Donnerstag, 10. Dezember.

Die einzige Personalie in der Gästeliste, die Ksenia und Parceval interessierte, war der Provinzgouverneur von Badakhshan, ein Tadschike namens Baz Djamil Majib. Und Ksenia hatte herausgefunden, dass Majibs oberster Leibwächter einer von Parcevals und ihren früheren Polizeischülern war: Ustad Lahauri.

Ustad war ein Mitglied der ersten Gruppe, die Parceval und seine deutschen Kollegen ausgebildet hatten. Der Jahrgang vor jenem, der durch den Talibanangriff auf Parcevals Polizeistation umgekommen war, das Ereignis, das aus Parceval in den Augen der deutschen Gerichtsbarkeit einen fünfzehnfachen Mörder gemacht hatte. In den Augen der Hinterbliebenen und Freunde der ermordeten Polizisten sowie der verschleppten Frauen und Kinder war Parceval jedoch ein Held. Er selbst fühlte sich hauptsächlich als Versager, weil es ihm nicht gelungen war, die Entführten zu retten, darunter auch seine Schwester und seine Nichte. Er hatte im Alleingang fünfzehn Taliban bekämpft und ausgeschaltet, während die eigentlichen Drahtzieher des Überfalls mit den Entführten entkommen waren.

Ustad jedenfalls hatte offenbar die afghanische Polizei verlassen und war zurück in seine Heimat Badakhshan gegangen, wo er eine außergewöhnliche Karriere gemacht hatte. Chefleibwächter eines Provinzgouverneurs wurde man nicht alle Tage.

Ksenia hatte Parceval geraten, Ustad zu kontaktie-

ren, kaum dass der Provinzgouverneur und seine Entourage in Deutschland angekommen waren. Ustad hatte einem Treffen zugestimmt, um zu sondieren, wie er Parceval und den Gouverneur zusammenbringen konnte. Das Gespräch war ein wenig holprig gewesen, als hätte Ustad Mühe gehabt, sich an Parceval zu erinnern, oder als wäre er ziemlich im Stress gewesen. Parceval hatte es ignoriert. Er hatte mit dem letzten Geld ein Ticket an einem Automaten gelöst und sich in den nächsten Zug nach Hamburg gesetzt, wo Ksenia schon auf ihn wartete. Parceval hatte sie zunächst abweisen wollen. Dann allerdings hatte er dem Gefühl der Erleichterung nachgegeben, dass er diesmal nicht wieder allein agieren musste.

»Eigentlich sehe ich nur eine Möglichkeit«, sagte Ksenia, während sie mit einem angefeuchteten Finger die letzten Croissantreste von ihrem Teller pickte. »Wir müssen versuchen, während des Konzerts mit Majib Kontakt aufzunehmen. Wenn Ustad auch dort ist, finden wir heraus, was schiefgelaufen ist und inwieweit er für den Anschlag auf dein Leben verantwortlich ist. Wenn er nicht dort ist, finden wir über den Gouverneur heraus, was mit ihm los ist, und können ihm vielleicht helfen. Auf jeden Fall aber kannst du dem Gouverneur deine Bitte vortragen, sich um Birgits und Mirays Befreiung zu kümmern.«

»Wenn wir an ihn rankommen«, sagte Parceval.

»Du kommst auf keinen Fall an ihn ran. Du kommst schon nicht mal in das Konzert rein – bei den Sicherheitsmaßnahmen, die man da erwarten kann! Die wer-

den jeden filzen und mit Gesichtserkennungssoftware scannen, der in der Schlange steht. Du könntest dir genauso gut ein Schild mit deinem Namen auf die Stirn kleben.«

»Das heißt...«

»... dass ich diejenige bin, die ganz offiziell als Konzertbesucherin auftritt und den Kontakt mit Majib oder Ustad sucht. Nach mir fahndet kein Mensch.«

Parceval musste nicht lange nachdenken. »Während ich schon unterm Tag in die Elbphilharmonie gehe und mich dort irgendwo verstecke, bis das Konzert beginnt.«

»Richtig. Als normaler Besucher wirst du zwar durch eine Sicherheitsschleuse gehen müssen, aber es wird keine Gesichtserkennungssoftware eingesetzt, und das Sicherheitspersonal besteht in der Regel auch nicht aus den Allerhellsten; die guten Leute werden erst am Abend für das Konzert eingesetzt. Es besteht ein Restrisiko, aber das ist auch nicht größer, als ...«

»... einer alten Dame die Einkäufe hochzutragen, ich weiß«, bestätigte Parceval seufzend.

»Wenn ich Majib dazu bringe, sich für deine Sache zu interessieren, begleite ich ihn aus dem Konzertsaal und führe ihn zu dir. Einen Treffpunkt müssen wir noch vereinbaren.«

»Hast du Lagepläne der Elbphilharmonie?«

»Nein«, sagte Ksenia grinsend und hob ihr Handy hoch. »Aber ich hab 'ne App.«

»Das Konzert ist sicher seit Wochen ausverkauft. Hast du eine Eintrittskarte?«

»Nein«, sagte Ksenia.

»Lass mich raten: Dafür gibt's auch 'ne App.«

»Nein«, sagte Ksenia und strahlte ihn an. »Dafür gibt's den Schwarzmarkt.«

5

Donnerstag, 10. Dezember
10:03 Uhr

Als Ksenia und Parceval die Wohnung verließen und auf den Treppenabsatz hinaustraten, der im obersten Stock so breit wie eine Galerie ausfiel (das Haus war ein Altbau aus der Gründerzeit, mit einem Treppenhaus, aus dem moderne Architekten auf jedem Stockwerk eine weitere Wohnung herausgeholt hätten), öffnete sich in der gegenüberliegenden Wohnung die Tür. Die alte Dame trat heraus, der Parceval gestern die Einkaufstüten hochgetragen hatte. Sie lächelte erfreut.

»Ach, das ist ja ein netter Zufall. Sie sind ja so nette Leute. Und so ein nettes Paar!«

Parceval glaubte keine Sekunde an einen Zufall. Er war sicher, dass die Frau schon eine Ewigkeit mit dem Ohr an ihrer Eingangstür gestanden hatte, um ja nicht zu verpassen, wann Ksenia und Parceval die Wohnung verließen.

»Guten Morgen. Wie geht es Ihnen?«, fragte er und gab Ksenia einen Schubs mit dem Ellbogen.

»Sie strahlen heute so«, sagte Ksenia und lächelte viel zu breit, was der alten Dame offensichtlich nicht auffiel.

»Ich freue mich auch«, sagte ihre Nachbarin. »Stellen Sie sich vor – heute Morgen hat mein Enkel angerufen! Ich habe schon so lange nichts mehr von ihm gehört. Er studiert im Ausland, müssen Sie wissen. In Amerika!« Sie sagte es, als wäre ein Studium in den USA gleichzusetzen mit einem Studium in einem anderen Sonnensystem.

»Tatsächlich«, sagte Ksenia.

»Ja. Und heute Morgen hat er angerufen. Ich hätte ihn beinahe nicht erkannt! Er hat mich raten lassen, wer dran ist! Der Schelm.«

In Parceval klingelten alle Alarmglocken auf einmal. »Braucht Ihr Enkel Hilfe?«, fragte er.

Die alte Dame riss die Augen auf. »Aber ja. Woher wissen Sie das?«

»Einfach nur geraten«, sagte Ksenia. »Schön für Sie, dass sich Ihr Enkel gemeldet hat. Hat er seine Eltern auch angerufen?«

»Man hat ihn bestohlen. Er hat seine Geldbörse im Auto eines Freundes liegen lassen, und jemand hat das Auto aufgebrochen. In Amerika! Stellen Sie sich das vor!« Die alte Dame sah von einem zum anderen.

»Hat Ihr Enkel sich deswegen schon bei seinen Eltern gemeldet?«, fragte Ksenia, nun mit deutlich hörbarer Ungeduld.

»Er hatte gerade alles Geld abgehoben, das er für das nächste Semester bei der Universität einzahlen muss!«,

sagte die Nachbarin. »In Amerika kostet doch alles Geld. Auch das Studium. Das ist nicht billig.«

»Man bezahlt die Studiengebühren nicht in bar«, bemerkte Ksenia. »Auch nicht in Amerika.«

»Das war nicht mal eine schlechte Gegend, wo sie das Auto abgestellt hatten. Aber trotzdem wurde es aufgebrochen. Wahrscheinlich ein Drogensüchtiger, meint mein Enkel. Ach, es gibt ja so viele schlechte Menschen, auch...«

»...in Amerika«, sagte Ksenia sarkastisch.

Die alte Dame holte tief Luft. »Aber ja – genau das sage ich auch!«

»Das ist eine Betrugsmasche«, sagte Ksenia.

»Fünftausend Euro, sagt mein Enkel. Er braucht das Geld natürlich sofort. Ich habe ihm gesagt, ich kann es in einen Umschlag tun und ihm senden, aber ich weiß doch nicht, wie lange das dauert mit der Post. Nach Amerika!«

»Das ist ein Betrugsmasche!«, wiederholte Ksenia nun lauter. »Rufen Sie die Eltern Ihres Enkels an und vergewissern Sie sich, ob das alles stimmt.«

»Mein Enkel hat gemeint, ich solle mich nicht aufregen und mir keine Mühe machen; es sei ihm ohnehin schon so peinlich, dass er mich um Hilfe bitten muss. Ich habe ihm gesagt, dass ich immer für ihn da bin. Sein Vater – mein Sohn! – regt sich immer so auf, wenn er etwas falsch macht, hat er gesagt. Ich soll ihm besser nicht Bescheid geben, sonst muss er sich da wieder was anhören. Und damit ich mir keine zusätzliche Mühe mache, hat er gesagt, schickt er einen Freund

